

## Besprechungen

**Hammerstein, Notker: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur.** – München 1999. 582 S., 52 Abb. ISBN 3-406-44826-7.

Mit der Veröffentlichung der vorliegenden Untersuchung Hammersteins sowie durch die etwa gleichzeitig erschienenen Arbeiten von Frank-Rutger HAUSMANN (1998) und Michael FAHLBUSCH (1999) hat die vernachlässigte Institutionengeschichte und damit auch die Frage nach einem Zusammenhang von Wissenschaftsförderung und Wissenschaftspolitik in der Zeit der NS-Diktatur eine neue Qualität und Brisanz erlangt. Geht es doch letztlich um die Frage, ob eine Geboten der Objektivität und Neutralität verpflichtete wissenschaftliche Arbeit in einem diktatorischen System möglich war oder ob jede wissenschaftliche Tätigkeit unter diesen Bedingungen letztlich eine Unterstützung des Systems bzw. eine mittelbare oder unmittelbare Beteiligung an Verbrechen der NS-Zeit bedeutet hat.

Hammerstein knüpft mit seiner Institutionengeschichte an die Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre publizierten Untersuchungen von K. ZIEROLD (1968) sowie von Th. NIPPERDEY und L. SCHMUGGE (1970) an. Wie diese beklagt auch er die Lückenhaftigkeit der Quellen und die unsystematische Archivierung der überlieferten Aktenbestände. Deren Hauptbestand lagert im Bundesarchiv in Koblenz und ist leider nur über die Namen der seinerzeitigen Antragsteller erschließbar. Forschungsprojekte und das Netzwerk der daran beteiligten Wissenschaftler und Institutionen lassen sich somit nur auf Umwegen rekonstruieren. Die Fülle der Einzelinformationen zur Geschichte der DFG machte nicht nur eine Selektion, sondern auch eine Schwerpunktset-

zung im Rahmen der Untersuchung unumgänglich.

Die 1920 als „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ gegründete Institution erhielt bereits 1929 den Beinamen „Deutsche Forschungsgemeinschaft“, der aber erst mit der Satzungsänderung von 1937 offiziell anerkannt wurde. Aus Sicht dieser Zeit konnte und durfte von einer „Not deutscher Wissenschaft“ keine Rede sein. Daher war der DFG denn auch die Aufgabe zugewiesen, der deutschen Wissenschaft den ihr zustehenden „Platz an der Sonne“ zu sichern. Die 1934 dem neu geschaffenen Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter Minister Bernhard Rust unterstellte Notgemeinschaft erhielt in diesem Jahr in der Person des Physikers und Nobelpreisträgers Johannes Stark an Stelle von Exzellenz Schmidt-Ott einen neuen Präsidenten, der als erklärter Antisemit und entschiedener Vertreter der arteigenen „Deutschen Physik“ bekannt war. Frühe Selbstaufgabe und eine sich andienende Vollzugsbereitschaft führten dazu, dass Stark bereits 1936 durch den habilitierten Chemiker, SS-Brigadeführer und Ministerialdirektor im Reichswissenschaftsministerium, Rudolf Mentzel, ersetzt wurde. Da Letzterer auch eine leitende Position im 1937 geschaffenen Reichsforschungsrat einnahm, in dem Partei, Staat, Militär und wissenschaftliche Institutionen vertreten waren, verlor die DFG nach und nach die Entscheidungskompetenzen in der Wissenschaftsförderung. Sie fungierte ab 1938 daher fast nur noch als ein ausführendes Organ und als Zahlstelle des Reichsforschungsrates.

Die nach dem „Führerprinzip“ organisierte DFG, die Bündelung aller Kompetenzen in der Hand von Mentzel und seinen Mitarbeitern Peter Adolf Thiessen, Konrad Meyer, Heinrich Harmjanz und Paul Ritterbusch sowie der bislang unterschätzte Ein-

fluss des Reichserziehungsministeriums und die im Hinblick auf den erstrebten „Endsieg“ von Hitler 1942 zur Abwehr einer drohenden Kriegsniederlage angeordnete Gründung eines 2. Reichsforschungsrates unter der Leitung von Reichsmarschall Hermann Göring sind einzelne, durch Hammersteins Untersuchungen jetzt gut dokumentierte Stadien der Inkorporation von Wissenschaft und Forschung in den nationalsozialistischen Machtapparat. Aufgezeigt werden auch die Verbindungen bzw. die Konkurrenz zu NS-Institutionen wie dem Amt Rosenberg, der Parteikanzlei mit dem „Stab Heß“, dem Reichsdozentenbund (NSD) oder Himmlers Ahnenerbe-Organisation. Die Analyse der in diesem Kontext operierenden personellen und institutionellen Netzwerke gelingt aber nur unvollkommen, weil die Forschungsförderung überwiegend am Beispiel größerer Projekte untersucht wurde. Die Summe der kleineren „kriegswichtigen“ Forschungsvorhaben, die über die Parteizentrale, das Auswärtige Amt oder die Deutsche Akademie initiiert und vom Reichsforschungsrat mitfinanziert wurden, blieb angesichts der Informationsfülle unberücksichtigt. Querverweise auf die materialreiche, aber offensichtlich unberücksichtigte Studie von Jörg GUTBERGER (1994) hätten weiterführende Ausblicke auf die Praxis der Angewandten Sozialforschung und die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung unter K. Meyer eröffnet, die über einen nicht unerheblichen, z.T. auch vom Reichsforschungsrat mitfinanzierten Haushalt verfügen konnte. In diesem Zusammenhang wäre nicht zuletzt die Förderung der planungswissenschaftlichen Arbeiten im Generalgouvernement und in den besetzten Ostgebieten erwähnenswert gewesen. Vermisst werden auch Hinweise auf die finanzielle Beteiligung an den Flugzeug-Expeditionen der Kolonialwissenschaftlichen Abteilung des Reichsforschungsrates nach Nordafrika sowie Ausführungen über die Unternehmungen des Sonderkommandos „Dora“ oder die Forschungsstaffel des „Beauftragten für Sonderaufgaben der erdkundlichen Forschung“ im Reichsforschungsrat, Otto Schulz-Kampfenkel.

Eher randlich bemerkt Hammerstein, dass die DFG alle Unternehmungen begrüßte, denen das Interesse und die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit sicher sein konnte. Ein solches Ereignis war Ende 1935 die Rückkehr der Hindukusch-Expeditions-Teilnehmer. Die von der DFG geförderte Expedition hatte nicht nur die Aufgabe, die „Gen-Zentren“ der Kulturpflanzen zu suchen, um „neue Bausteine für die Arbeit der deutschen Pflanzenzüchtung zu liefern“, sie begab sich auch auf die Suche nach „Spuren der nordischen Rasse ... bei den Hindukuschstämmen“ (vgl. SCHEIBE 1937). Bei Nennung dieser Expedition überrascht, dass Hammerstein nicht auf die Mitfinanzierung dieses Unternehmens seitens des Auswärtigen Amtes und des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft bzw. des Forschungsdiensts, d.h. durch dessen Obmann K. Meyer verweist, obwohl er letzteren und die von diesem geleiteten Institutionen an anderer Stelle des Buches ausführlicher behandelt. Merkwürdigerweise bleiben auch die deutschen Nanga Parbat-Expeditionen, die z.T. auch von der DFG unterstützt und nicht minder propagandistisch instrumentalisiert wurden, unerwähnt. Thematisiert werden nur die Tibet-Expeditionen E. Schäfers und dessen Verquickung mit dem „Ahnenerbe“. Es überrascht, dass Hammerstein im Zusammenhang der Rekonstruktion der vielfältigen „Forschungsaktivitäten“ Schäfers den Namen Sven Hedin nur eher beiläufig erwähnt. Hedins Zentralasien-Atlas, der von der Reichsregierung und der DFG mit 250.000,00 RM großzügig gefördert wurde, wurde 1941 bei Erscheinen des ersten Blattes in der deutschen Presse mit den Worten „Deutscher! Du erlebst im Krieg eine Großtat der Wissenschaft und der deutschen Forschungsgemeinschaft“ euphorisch gefeiert. In Gesprächen mit Himmler war Sven Hedin schon Anfang 1940 auf Schäfer und dessen „Forschungsstätte für Innerasien und Expeditionen“ aufmerksam gemacht worden. Schäfer seinerseits hatte an Hedin aus mehreren Gründen großes Interesse: 1. hoffte er, durch diesen eine Festigung seiner Stellung und der Naturwissenschaften im „Ahnenerbe“ erreichen und das Primat der Geistes-

wissenschaften unter Walther Wüst brechen zu können. 2. benötigte er für seine in München angestrebte Habilitation einen akademischen Lehrer, den er in der Person Hedins gefunden zu haben glaubte, nachdem dieser im Sommer 1940 der Forschungsstätte einen kurzen Besuch abgestattet hatte. 1943 verlieh die Universität München anlässlich ihrer 470-Jahrfeier Sven Hedin die Ehrendoktorwürde. Gleichzeitig wurde die Forschungsstätte mit großem Pomp feierlich in „Hedin-Institut für Innerasien und Expeditionen“ umbenannt. Hedin hatte nicht zuletzt „an geeigneter Stelle“ auf Bitten Schäfers durchsickern lassen, dass er in diesem seinen „Nachfolger“ erblicke. Somit konnte man sich publikumswirksam des Namens bedienen. Formal wurden durch diesen Akt die Zuständigkeiten von W. Wüst und E. Schäfer im „Ahnenerbe“ eindeutig geregelt und die sowohl wissenschaftspolitisch wie propagandistisch wichtige Instrumentalisierung Hedins vollendet. Mögen diese Aspekte als nebensächlich und für Hammersteins Argumentation unwichtig erscheinen, sie belegen jedoch die Verbindung von außeruniversitären Forschungsgemeinschaften, neuen Eliten und Vertretern der „reinen Wissenschaft“, die sich von der NS-Politik missbrauchen ließen, ohne über die verhängnisvollen Wirkungen nachzudenken. Das Diktum der „reinen Wissenschaft“ greift Hammerstein indirekt auf, wenn er darauf verweist, dass das umbenannte Institut auch „weiterhin bemüht“ gewesen sei, „pflanzen-genetische Untersuchungen zu betreiben“ (S. 234). In diesem Zusammenhang fährt er unter Verweis auf DEICHMANN (1992) fort: „Mit anderen SS-Forschern des ‚Ahnenerbes‘ sorgte er [Schäfer] dafür, daß beim Feldzug gegen die Sowjetunion die Sortimente von Wildrassen ..., die in den angesehenen biologischen Instituten des russischen Forschers Vavilov angelegt worden waren, geraubt wurden“ (S. 234). Wurden hier einige für den Zusammenhang wichtigen Dokumente im Bundesarchiv von beiden Autoren übersehen? In einem Schreiben des SS-Obersturmführers E. Geer vom 7.5.1942 – also lange vor Umbenennung des Instituts – an SS-Hauptsturmführer Dr. B. Beger heißt

es: „... wir [sollen] auf Befehl des Reichsführers SS, im Rahmen unserer Forschungsstätte ein Wildsorteninstitut aufbauen. ... Um [die Anlagen in der Nähe von Petersburg] räumlich zu erfassen, habe ich nach Rücksprache mit Schäfer eine Arriflex-Filmkamera bestellt. Diese Art von Kamera kommt auch für spätere Expeditionen in Frage. ... Da das Ahnenerbe bei dieser ganzen Angelegenheit nicht so recht mitzieht, haben wir selbst eine auf eigene Rechnung bestellt ...“ (R 135–151384). Nur wenige Tage später wurde SS-Sturmabführer Dr. E. Schäfer darauf hingewiesen, dass „in Instituten, Museen, Bibliotheken und Archiven von Moskau und Leningrad (u. einigen anderen größeren Städten) der U.d.S.S.R. außerordentlich wertvolle, umfangreiche und z.T. noch unbekannt Materialien zur Vorgeschichte, Archäologie, Geschichte, Sprachwissenschaft, Völkerkunde, Rassenkunde und Anthropogeographie Innerasiens lagern. Es handelt sich dabei hauptsächlich um: Skelette zur Abstammungs- und Entstehungsgeschichte des Menschen und zur Rassengeschichte Innerasiens; vorgeschichtliche und geschichtliche Kulturgüter von Ausgrabungen und Expeditionen in Ostturkestan, der Mongolei und angrenzenden Gebieten ... Nach dem Aufbau der Forschungsstätte für Innerasien und Expeditionen (und der daraus hervorgehenden Gründung des deutschen Sven-Hedin-Institutes) gibt es in Deutschland keine wissenschaftliche Stätte, die größeres Anrecht auf diese Materialien hätte. Deren Sicherstellung muss deshalb für die Forsch.stätte für Innerasien erfolgen, welche dazu vom Reichsführer-SS einen Sonderauftrag erhalten muss. [Herf. i.O.] ... Die wissenschaftlichen Institute ... sind bekannt. Die Liste darüber ist bereits aufgestellt.“ (R 135–151569). Bei dem Sonderauftrag ging es also nicht nur um die „Sicherstellung“ von „Wildrassen“, sondern um die Aneignung anthropologischer Befunde, die zum Vergleich mit den eigenen „Beobachtungen“ und Messungen auf Expeditionen sowie in Kriegsgefangenen-, Strafgefangenen- und Konzentrationslagern verwendet werden sollten. Den hier, wie auch den von Hammerstein beigezogenen Quellen ist

nur selten zu entnehmen, ob Fördermittel der DFG für diese „Forschungen“ beantragt, bewilligt oder in Anspruch genommen wurden. Hier wie in anderen Zusammenhängen wird ein Beweis vor allem deshalb erschwert, weil die Spuren in Mittersill oder andernorts Ende 1944 systematisch beseitigt und das Forschungsfeld ganz auf Fragen der Grundlagenforschung im Bereich der Pflanzenzüchtung fokussiert wurde.

Die als eine Verbindung von Institutionen- und Personengeschichte vorbildlich konzipierte Untersuchung Hammersteins analysiert und dokumentiert die Wissenschaftspolitik deutscher Regierungen vom Kaiserreich bis in die ersten Jahre der BRD, d.h. bis zur Wiederbegründung der DFG in der Nachkriegszeit als Förderinstitution der Wissenschaft, die sich „fast zwangsläufig des alten Namens [bediente], waren doch damit erhebliche Vermögenswerte, rechtliche Titel und Verfahrenswege verbunden“ (S. 546). Hinsichtlich der Frage nach Forschungskontinuitäten über das Ende des Zweiten Weltkrieges hinaus hat sich Hammerstein eine große Zurückhaltung auferlegt. Seine Feststellung, dass „1943 fast alle Projekte als kriegswichtig galten, an denen ein Forscher saß ..., weil er nicht eingezogen ... worden war“ (S. 543), provoziert die Frage, warum einige nicht eingezogen oder abgeordnet wurden. Viele von ihnen übersahen in der Kriegs- wie in der Nachkriegszeit, dass „ihre ‚normale‘ Tätigkeit dem Unrechtssystem nutzte“ (S. 546).

### Zitierte Literatur

DEICHMANN, U. 1992: Biologen unter Hitler. Vertreibung, Karrieren, Forschung. Frankfurt.

FAHLBUSCH, M. 1999: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945. Baden-Baden.

GUTBERGER, J. 1994: Volk, Raum und Sozialstruktur. Sozialstruktur- und Sozialforschung im „Dritten Reich“. Münster (= Beiträge zur Geschichte der Soziologie, 8).

HAUSMANN, F.-R. 1998: Deutsche Geisteswissenschaft im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945). Dresden.

NIPPERDEY, Th. und SCHMUGGE, L. 1970: 50 Jahre Forschungsförderung in Deutschland. Ein Abriss der Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920–1970. Berlin.

SCHIEBE, A. (Hrsg.) 1937: Deutsche im Hindukusch. Bericht der Deutschen Hindukusch-Expedition 1935 der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Deutsche Forschung. Berlin (= Schriften der Deutschen Forschungsgemeinschaft, N.F., Bd. 1).

ZIEROLD, K. 1968: Forschungsförderung in 3 Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte – Arbeitsweise – Kommentar. Wiesbaden.

Hans BÖHM. Bonn

**Hülsmann, Thorsten: Geographien des Cyberspace.** – Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 2000. 118 S., 9 Abb., Lit-verz. S. 113–118 (= Wahrnehmungsgeographische Studien, 19). ISBN 3-8142-0756-4.

Die voranschreitende Globalisierung, Mediatisierung und Virtualisierung hat in der Geographie und anderen Sozialwissenschaften zu einer Diskussion über die Auflösung, Implosion oder Explosion des Raums geführt. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach der raumwirksamen Bedeutung des Internets für alltägliche Handlungsrationaltäten des Menschen. Thorsten Hülsmann versucht in seiner Studie, die entstehenden Geographien des Cyberspace theoretisch und empirisch zu fassen. Ein Großteil seiner Überlegungen ist eingebettet in systemtheoretische Ansätze Luhmannscher Prägung. Das Internet wird als Medium der Kommunikation verstanden, die ihrerseits aus Information, Mitteilung und Verstehen besteht und mit diesen Elementen soziale Systeme konstituiert. Hülsmann beabsichtigt vor allem zu klären, wie

das Internet Prozesse des Verstehens beeinflusst und damit Sozial- und Raumsysteme determiniert. Die Studie gliedert sich in einen theoretisch orientierten Teil, der vor allem auch Begriffsbestimmungen enthält, und in einen kürzeren empirischen Abschnitt.

Zunächst werden die Dimensionen des Internet und vor allem von Virtualität ausgeleuchtet. Hülsmann hebt hervor, dass Wesensbestandteil des Virtuellen weniger der Gegensatz zum Realen als vielmehr zum Formalen ist. Hieraus lässt sich ein Raumverständnis ableiten, das nicht so sehr zwischen virtuellen und realen Welten unterscheidet, sondern den Ort vielmehr als Treffpunkt und Sinnprinzip für Kommunikation interpretiert und ihn damit untrennbar mit dem Sozialen verknüpft. Letztlich entscheidend ist wohl, dass computervermittelte Kommunikation ein virtuelles soziales System entstehen lässt. Das eigentlich Neue dieses Sozialsystems, nämlich die Gleichzeitigkeit des Kommunikationsprozesses, die Nicht-Sequentialität des Informationsaustauschs, wird m.E. an dieser Stelle nicht ausreichend thematisiert. Ein weiteres Problem der Studie liegt darin, dass sehr gewichtige Raumkonzeptionen von Luhmann, Bourdieu, Lefebvre, Harvey, Giddens, Castells u.v.m. (!) extrem komprimiert, teilweise in nur wenigen Zeilen, abgearbeitet werden. Stellenweise lesen sich die Ausführungen wie der Abspann eines All-Star-Movies der Sozialwissenschaften. Hülsmann lässt die komprimierten Aussagen schliesslich in die Feststellung münden, dass erstens die Reichweite der Aktivitätsräume menschlichen Handelns größer wird und zweitens die Komplexität der Verbindungen zwischen diesen Aktionsräumen zunimmt.

Im empirischen Teil der Arbeit verfolgt der Autor die „übergeordnete Fragestellung, wie sich virtuelle Erfahrungen auf das wirkliche Leben auswirken“ (S. 70). Hier unterscheidet Hülsmann nun doch zwischen virtuellen und realen Lebenswelten, obwohl es ihm vorher doch explizit um virtuelle vs. formale Räume ging. Leider enthält der empirische Teil kaum Rückbezüge auf die Ausführungen der Theorieabschnitte, sondern es

wird – unter Berücksichtigung weiterer prominenter Fachvertreter wie Appadurai – vielmehr neben dem Raum- auch noch der Kulturbegriff thematisiert.

Auf weniger als 100 Textseiten unternimmt Thorsten Hülsmann also einen Parforceritt durch die realen und virtuellen Raumlanschaften der System-, Kultur- und Handlungstheorien. Das will nicht so richtig befriedigen. Der Wert der Studie liegt aber zweifellos darin, dass sie viele Anregungen für eine tiefere und stringendere Auseinandersetzung mit aktuellen Wahrnehmungs-, Kommunikations- und Handlungsprozessen liefert. Die Arbeit ist auch ein ausdrückliches Plädoyer dafür, die Geographie als Raumwissenschaft keinesfalls aufzugeben. Der Einzug neuer Kommunikationswelten und imaginer sozialer Systeme sowie die Ausdehnung und gleichzeitige Verortung sozialer Beziehungen sind für die Sozialgeographie vielmehr eine Herausforderung, neue Beiträge zum Verständnis gesellschaftlicher Prozesse unter globalisierten Bedingungen zu liefern.

Fred KRÜGER, Erlangen

**Klee, Andreas: Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt. Ein Diskurs über eine schwierige Beziehung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg.** – Passau: L.I.S. Verlag, 2001. 220 S., 23 Abb., 51 Tab., Lit.-verz. S. 191–204. (= Münchener Geographische Hefte, 83). ISBN 3-932820-20-7.

Der Autor wendet sich einem Thema zu, das in der empirischen Sozialgeographie längst nicht so intensiv bearbeitet wird, wie es nötig wäre. Es geht um die Frage, welche Bedeutung der Raum für die neuen Lebensstilgruppen hat. Für die Sozialgeographie ist dies eine zentrale Frage, hat sie sich doch bisher in der sozialräumlichen Analyse auf die von der Soziologie vorgegebenen Schichten weitgehend verlassen können. Je mehr aber das Schichtenmodell als das Fundament der Nachkriegssoziologie ins Wanken gerät, um so mehr muss sich auch die

Sozialgeographie mit dem neuen Konzept der Lebensstilgruppe auseinandersetzen. Dies geschah bisher nur in Ansätzen und weitgehend theoretisch.

Die verdienstvolle zentrale Fragestellung des Autors ist, ob die Lebensstilgruppen „jeweils spezifische raumbezogene Wahrnehmungsweisen und Nutzungsmuster zeigen und ob sie bestimmte Räume einnehmen und prägen“ (Seite 13). Während der letzte Halbsatz eigentlich nicht untersucht wird, liegt der geographische Focus der empirischen Studie auf den Raumwahrnehmungen und -bewertungen. Allerdings tauchen diese spezifischen Aspekte erst nach ca. zwei Drittel der Arbeit auf, vorher geht es um theoretisch-konzeptionelle Aspekte. Es werden hierbei auch Raumkonzepte knapp und schlüssig behandelt, in der empirischen Ausführung werden sie so aber nicht mehr aufgegriffen. Schwerpunkt des ersten Drittels ist aber die Rezeption und Diskussion der (soziologischen) Lebensstildiskussion. Das zweite Drittel hat die empirische Erfassung der Lebensstilgruppen zum Gegenstand, dann folgt wie gesagt der räumliche Bezug der Lebensstilgruppen. Etwas bemüht wirken die Versuche am Ende, einen Bezug zur Stadtplanung herzustellen. Ohne Zweifel muß die Planung mit den Lebensstilgruppen rechnen, aber die gefundenen Tendenzen sind für echte Handlungsanweisungen doch zu vage, daher fällt das Kapitel auch knapp aus.

Im Zentrum der Arbeit stehen die mit Hilfe von Faktoren- und Clusteranalyse herausdestillierten Lebensstilgruppen: die politisch und hochkulturell Interessierten, die Spannung suchenden Geselligen, die postmaterialistischen Hedonisten, die interessierten Kleinbürger, die familienorientierten Materialisten, die materialistisch Passiven sowie die zurückgezogenen Desinteressierten. Diese Gruppierung folgt cum grano salis ähnlichen Einteilungen der empirischen Soziologie. Anhand dieser nachvollziehbar gewonnenen Gruppeneinteilung ist die empirische Studie im wesentlichen strukturiert.

Der Verfasser verfolgt in methodischer Hinsicht einen geradezu klassischen quantitativen Ansatz. Dies mag angesichts der In-

determiniertheit des postmodernen Individuums, das ja seinen Ausdruck in der Ablösung von sozioökonomischen Strukturen und in der spontanen Selbstinszenierung findet, auf den ersten Blick ein etwas befremdliches Vorgehen darstellen. Indessen sieht der Verfasser keinen Legitimationsbedarf für diese Methodenwahl, folgt er hier doch einem Weg, den Gerhard Schulze, fast schon ein Klassiker der Lebensstilforschung, zehn Jahre vorher und ebenfalls am Beispiel Nürnberg, gegangen ist.

Die empirischen Befunde über die Präferenzen der einzelnen Cluster – etwa hinsichtlich bevorzugter Lektüre oder Fernsehendungstyp – ist nicht überraschend. Vernünftigerweise lehnt sich Klee hier an die vorliegenden Operationalisierungen an und erfindet das soziologische Rad nicht neu. Von Bedeutung erscheint mir in der Darstellung zu sein, dass die Unterschiede zwischen den Clustern hinsichtlich der klassischen Strukturmerkmale oft wesentlich größer sind als die Unterschiede hinsichtlich der Präferenzen, Attituden und Wertvorstellungen. So zum Beispiel liegt der Anteil der Frauen in der Gruppe der familienorientierten Materialisten bei 86%, oder der Anteil der Personen mit Abitur ist bei den postmaterialistischen Hedonisten höher als 65%, wohingegen er bei den familienorientierten Materialisten und den materialistisch Passiven jeweils bei ungefähr 7% liegt. Ähnlich ungleich ist das Durchschnittsalter oder der Anteil der Ledigen, die Einkommensstruktur usw. So stellt sich natürlich die Frage, wieviel sind die doch sehr viel geringeren Unterschiede in der Lebensstilorientierung wert. Gerade für die Stadtplanung ist es ja nicht unwichtig, ob man eher auf die Lebensstile oder auf Lebenslagen eingeht. Der Autor befasst sich mit diesen Zusammenhängen nur auf einer halben Seite. Sicher kann man sagen, dies ist in erster Linie ein Problem der Theoriebildung in der Soziologie, aber möglicherweise ist die beispielsweise geringe Neigung der postmaterialistischen Hedonisten, nach einem frei stehenden Einfamilienhaus zu streben, auf Grünflächen wenig, auf Kneipen, Cafes in der Wohnumgebung aber viel Wert zu legen

mehr ein Produkt des Ledig- und Jungseins als des Lebensstils. Zwar ist der jeweils berechnete Korrelationskoeffizient zwischen Variablen wie „Wichtigkeit einer ruhigen Lage“ usw. und den herausgeclusterten Lebensstilgruppen immer hoch signifikant, aber das kann durchaus ein Artefakt der Gruppierung sein, die angegebenen Korrelationskoeffizienten sind jedenfalls höchstens bei 0,2. Insofern muss man als Leser am Ende der Lektüre vielleicht doch der von Klee am Anfang seiner Ausführungen als „nicht mehr zutreffend“ eingeschätzte Aussage von Helbrecht und anderen zustimmen, wonach die Abkehr von der schichtenzentrierten Sozialraumanalyse (zumindest) verfrüht ist. Ansonsten ergeben sich durchaus Bezüge zwischen Lebensstil und Raumwahrnehmung, Raumbewertung und räumlichem Verhalten. Allerdings: dass zum Beispiel die postmaterialistischen Hedonisten (die ja zugleich die Jüngeren, Gebildeteren, Kinderärmeren usw. sind) häufiger in Gründerzeithäusern leben, multikultureller eingestellt sind, öfter als die anderen in die USA und nach Griechenland fahren usw., das wird ernsthaft niemanden verwundern.

Der Untertitel verweist auf eine „schwierige Beziehung“. Eine Beziehung existiert zwischen zwei (oder mehr) Objekten, Personen oder Begriffen. Aus der Formulierung im Titel wird nicht klar, zwischen wem hier eine Beziehung bestehen soll, vermutlich zwischen den Lebensstilen und dem Raum (oder der Stadt). Genannt wird jedenfalls nur ein Interaktionspartner, nämlich der Lebensstil bzw. die Lebensstile. Symptomatisch ist diese syntaktische Unsauberkeit insofern, als die Arbeit von Klee die (unterstellte) Beziehung zwischen Lebensstil und Raum nicht wirklich konsequent untersucht. Im Grunde ist es eine ganz normale Lebensstilstudie, bei der am Ende der Focus darauf gerichtet wird, in welchem Maße eindeutig räumliche Elemente wie Wohnstandortpräferenzen, Umweltattituden, Urlaubsverhalten sowie die Reichweiten sozialer Beziehungen mit den empirisch ermittelten Lebensstiltypen zusammenhängen. Dies sind einem Sozialgeographen völlig angemessene Fragestellungen, die aber keine „schwierige Bezie-

hung“ darstellen bzw. höchstens insofern schwierig sind, als räumliches Verhalten und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebensstilgruppe empirisch nicht sehr eindeutig zusammenhängen.

Ohne Zweifel liegt das große Verdienst der Arbeit für die Sozialgeographie darin, dass hier nicht nur von Lebensstil geredet wird, sondern das Konzept praktisch umgesetzt wird. Insofern ist es ein wenig schade (wenn auch natürlich nicht wirklich falsch), dass die Arbeit über weite Strecken zu sehr eine Reproduktion soziologischer Lebensstilforschung darstellt und zu wenig die geographische Perspektive in den Mittelpunkt rückt – zumindest in theoretischer Hinsicht. In praktischer Hinsicht wird das geographische Moment durchaus gewürdigt. So ist die Arbeit von Andreas Klee eine methodisch solide wirkende empirische Studie, die durchaus nützlich ist, aber wahrscheinlich wenige Sozialgeographen vom Hocker reißt.

Jürgen POHL, Bonn

**Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 52 = Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg Bd. 123.** – Würzburg: Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte, 2000. VII, 467 S., Ab., Lit.-Hinw., Register Jg. 1–50 S.417–466. ISSN 0076-2725.

Entsprechend seiner zweiseitigen Auslegung enthält das Mainfränkische Jahrbuch für Geschichte und Kunst 2000 nur drei Aufsätze mit geographischem Bezug: die kunst-theoretisch beeinflusste Überlegung zu aktuellem Denkmalschutz und Stadtentwicklung in Würzburg von Stefan Kummer, Heinrich Wagners „Ersterwähnung von Detwang 976“ und Klaus Guths Abriß der Auswanderung aus Bamberg und Würzburg im 18. Jahrhundert. Obwohl sein Aufsatz auf die sachgegebenen österreichischen Archivalien verzichten muß, bietet Guth einen anregenden Blick in den herrschaftspolitischen Umgang mit Armut. Als die Grafen von Schönborn die Auswanderung ihrer hiesigen Un-

tertanan in ihre österreichisch-ungarische Besitzungen förderten, ging es ihnen um nichts anderes, als eine Kolonisierung, namentlich Transkarpatiens. Heinrich Wagner zeigt in seiner kurzen Einleitung zu einer Notita-Abschrift, die Detwang mit Datierungsproblem erstmals erwähnt, daß traditionelle Quellenauswertung nach wie vor Kern historisch-geographischer Arbeit ist. Allerdings fragt man sich, warum die Editoren von Quellen immer wieder Eingriffe in das Textbild vornehmen. Wenn Abkürzungen im lateinischen Wortlaut ‚geläufig‘ sind, warum hatte der Erst-Editor Schattenmann gerade sie dann ‚aufgelöst‘? Wagner hätte in seinem Neuabdruck die originale Zeichenfolge wieder einzusetzen und die Transkription also auf heutigen Stand bringen können. Stefan Kummer schließlich hat zur stadtplanerischen Situation Würzburgs von allerhand Kümmernissen zu berichten.

Mark SAUER, Bonn

**Wiktorin, Dorothea u.a. (Hrsg.): Köln. Der historisch-topographische Atlas.** – Köln: Emons Verlag, 2001. 221 S., zahlr. Abb. u. Kt., Lit.-verz. S. 212–217. ISBN 3-89705-229-6. EUR 48,00.

Geographen muss man zwar nicht davon überzeugen, dass Karten ein großartiges Medium sind, um einem breiten Publikum geographische Erkenntnisse zu vermitteln, aber man muss sie doch immer wohl wieder einmal daran erinnern, dass solche Karten dem Publikum tatsächlich auch vorgelegt werden müssen, wenn man etwas für das Ansehen des Faches in der Öffentlichkeit tun will. Gut gemachte Karten, die textlich knapp und präzise interpretiert, mit Bildern, Grafiken und Statistiken ergänzt, in einem Atlas zusammengestellt werden, finden nicht nur beim Bildungsbürgertum, sondern auch bei Entscheidungsträgern in Politik und Wirtschaft geradezu begeisterte Aufnahme. Der Erfolg der ersten Bände des Deutschen Nationalatlases ist ein guter Beleg dafür.

So wird sicherlich auch der historisch topographische Atlas, den Kölner Geogra-

phen im vergangenen Jahr über Köln vorgelegt haben, mit seiner bunten Fülle von topographischen und thematischen Karten, von Luftbildern und Grafiken, Fotos und flott geschriebenen Texten beim Publikum viel Beifall finden. Dass die Herausgeber in der Tat nicht ihre Fachkollegen, sondern eben ein breites Publikum ansprechen wollen, dafür sprechen schon die pfiffig formulierten Überschriften der Beiträge, die keine Hemmschwellen in Gestalt gehobener Fachterminologie aufbauen, sondern neugierig auf den Inhalt machen. Ansprechend sind nicht nur Aufmachung und Design des Atlases, sondern vor allem seine inhaltliche Vielfalt, die sich in 72 Themen manifestiert, die über 50 Autoren auf 220 Seiten bearbeitet haben. Da verbietet es sich natürlich von selbst, hier auf einzelne Beiträge einzugehen, die selbstverständlich – inhaltlich wie sprachlich – nicht alle auf gleichem Qualitätsniveau liegen können.

So sind etwa die im Kapitel „Wo Kölner wohnen“ gegebenen Darstellungen – oft auf der Grundlage von Examensarbeiten geschrieben – nicht ganz so farbig und spannend wie die Beiträge, die sich in den Kapiteln „Köln mobil – Köln geschäftig“ oder dem Kapitel „gebildet, gesellig, grün – Gesichter Kölns“ finden. Geographen werden vor allem die Karten im Kapitel „Am Puls der Stadt – die Zentren“ goutieren, aber sich dabei vielleicht ein wenig darüber wundern, warum bei durchaus gleicher Intention der Karten die Legenden bezüglich der zu Grunde gelegten Kategorien und bei der Farbwahl für ein und dieselbe Kategorie so uneinheitlich angelegt sind, dass man als Leser bei jeder Karte die Legende neu studieren muss und ein Vergleich der einzelnen Zentren so unnötig erschwert wird. Hier hätte man sich doch die ordnende und vereinheitlichende Hand von Herausgebern gewünscht, denen man ansonsten aber zu dem vorgelegten Atlas nur gratulieren kann. Im Interesse des Ansehens unseres Faches in der Öffentlichkeit bleibt nur zu hoffen, dass sie zahlreiche Nachahmer finden werden.

Günter HEINRITZ, München